

Erinnerungen eines Hundertjährigen.

sollten wir den Stoff hernehmen für so viele? Wir haben mit all' unsern Flecken und Stoffresten schon so aufgeräumt im ganzen Haus, daß man selbst mit einem Vergrößerungsglase nichts mehr finden könnte. Wie wehe tut es mir daher jedesmal, wenn der P. Missionär von einem mehrtägigen Missionsritt zurückkommt und zu erzählen beginnt, wie viele Kinder da und dort bereit wären, in die Missionschule zu kommen, wenn sie die nötigen Kleider hätten. In solchem Falle nicht helfen können, fällt uns schwerer, als alle übrigen Opfer und Arbeiten in der Mission.

Was soll ich nun anfangen? Ich möchte doch den guten, armen Kindern zur Schule und damit zum wahren Glauben verhelfen um jeden Preis! Ich sehe schon, es bleibt mir da nichts anderes übrig, als betteln gehen. Ich habe es zwar noch nie getan, und unsere geehrten Leser und Leserinnen sehen mir wohl meine Beschämung schon von weitem an, allein der guten Sache wegen muß ich doch in den sauren Apfel beißen. Man verzeihe mir also die schüchternste Bitte um Kleider, Flecke und Stoffresten für unsere Armen, für die Schulkinder und für alte Leute, die sich nichts mehr verdienen können. Sie können doch nicht mehr wie die Heiden einhergehen, denn die einen von ihnen sind schon getauft auf den Namen des dreieinigigen Gottes, und die andern wollen sich unterrichten und taufen lassen. Wer will uns, unsern Neubefehrten und Katechumenen, und schließlich unserm lieben Heilande selbst diese Freude machen? Denn er spricht auch heute noch, wie einst zu der Zeit des hl. Martinus: „Siehe, mit diesem Gewande hat dieser und jener mich bekleidet.“

Auf die Farbe kommt es uns dabei nicht an. Je bunteschöner manches Kleidchen wird, um so schöner erscheint es in den Augen unserer Schwarzen, und mancher Stoff, der in Europa oder Amerika als alter Ladenhüter gilt, den niemand mehr mag, ist uns hier in Keilands noch hochwillkommen, denn wir können alles recht gut verwerten.

Zum voraus für alles ein recht herzliches, tausendfaches Vergelt's Gott! O welch ein Jubel wäre das, wenn da eines schönen Tages in Keilands eine ganze große Kiste mit Flecken, Stoffen und Resten ankäme! Wie gerne wollten wir Schwestern uns dann hinsetzen und nähen bis in die tiefe Nacht hinein!

Schwester Edeltrudis, Oberin.

Erinnerungen eines Hundertjährigen.

(Fortsetzung.) Von Schw. Engelberta.

Heute ist ein klarer, prachtvoller Wintermorgen. Während der Nacht war es allerdings bitterkalt, und als unsere schwarzen Kinder beim Aufstehen den weißen Reis auf den weißen Fluren erblickten, schrien sie entsetzt auf. Die Schwarzen fürchten eben die Kälte über alles, uns Europäer aber erinnerten die bereisten Talgründe an die heimatischen Schneefelder und die Spiele, die wir als Kinder daselbst getrieben. Uebrigens ist der afrikanische Winter gar nicht so schlimm, ja in gewisser Beziehung ist er die schönste Jahreszeit, die wir haben. Tag für Tag herrscht schöner, angenehmer Sonnenschein, da gibts kein Regenwetter, keine naßkalten Nebel, geschweige denn ein Schneegestöber; und sobald im Laufe des Vormittags die Sonne zu steigen beginnt, verschwindet rasch die Kälte, die während der Nacht und der ersten Morgenstunden herrschte, und um die

Mittagszeit kommt es dem Keuling vor, als stände er mitten im Sommer.

Unsern guten Leonhard finden wir heute vor seiner Türe gar emsig mit Korbflechten beschäftigt. Er begrüßt mich aufs Freundlichste und bewundert die schönen, goldgelben Drangenfrüchte, die ich ihm mitgebracht. „Kungati sivela emparadisiweni“, „es ist, als kämen sie aus dem Paradies“, sagte er lächelnd, und fügte sofort in hl. Ernste bei: „Sie kommen in der Tat aus dem Paradies, denn sie sind in eurem Garten gewachsen; die Bäume werden gepflanzt und gepflegt von den frommen Trappistenvätern und Brüdern, die in diesem Paradiesgarten in hl. Stillschweigen beten und arbeiten, und die Früchte werden gepflückt und behütet von den Händen der guten Missionschwestern. O wieviel Gutes haben wir von euch Trappisten schon erhalten! Ich habe dir gestern von meinem lieben Freunde Nembula erzählt. O, wenn er eure Ankunft noch erlebt hätte, mit welchem Jubel würde er sich euch angeschlossen haben! So aber war es ihm nicht mehr gegönnt; er starb, noch bevor ihr euren Fuß auf die afrikanische Erde gesetzt.“

Ich selbst siedelte mich hier, in der Nähe des Umzimkulu an, nur wohnte ich damals mit den Meinigen drüben auf der linken Uferseite. Der Platz gefiel uns wohl: es gab gutes Trinkwasser, schöne Weidegründe, und die ganze Gegend hatte etwas Schönes und Liebliches. Ich war damals schon bei Jahren; Bart- und Haupthaar waren grau, und mein inkhiziyo (Herz) nicht selten voll von großen, ernsten Gedanken. Doch äußerte ich sie selten nach außen, sondern verschloß sie in mich und war im stillen auf ein großes kommandes Ereignis gefaßt. Was eigentlich Neues über mich kommen sollte, wußte ich selbst nicht, doch es war ein dunkles, starkes Ahnen eines kommenden, nahen Glückes.

Nun lernte ich unter meinen neuen Nachbarn einen Mann kennen, mit dem ich mich bald aufs innigste befreundete. Er hieß Tschikitscha, war ungefähr in meinem Alter und ging bekleidet, denn er war Christ und hatte sogar das Amt eines umkundisi (Lehrers) inne. Sein edler Charakter und seine weisen Reden gefielen mir wohl und erinnerten mich vielfach an meinen verstorbenen Freund Nembula. Auch Tschikitscha machte Versuche, mich zum Christentum zu bekehren und lud mich wiederholt ein, am Sonntag sein Kirchlein zu besuchen. Es war aus Rasen erbaut, den Gottesdienst hielt Tschikitscha selbst, und es versammelte sich um ihn jeden Sonntag ein ansehnliches Häuflein von Männern, Weibern und Kindern. Nur ausnahmsweise traf von Ferne manchmal ein weißer Lehrer ein und hielt den sonntäglichen Gottesdienst.

E einmal, da gerade wieder so ein Prediger gekommen war, ließ mir Tschikitscha keine Ruhe mehr, ich mußte mit ihm gehen, Zeuge dieses seltenen Gottesdienstes zu sein. So ging ich also hin, jedoch unbekleidet, wie ich eben war, und setzte mich gleich in der Nähe der Türe auf den Boden nieder. Die übrigen waren alle bekleidet und hörten mit großer Aufmerksamkeit auf die Worte des weißen Mannes, der ganz vorne stand und unter vielen heftigen Gebärden predigte. Er hob und senkte seine langen Arme, schrieb in dem kleinen Kirchlein aus Leibeskraften und wischte sich zeitweilig mit einem weißen Tüchlein den Schweiß von der Stirne. Ich verstand nicht viel, von dem, was er sagte, nur hörte ich wiederholt den Namen „Jesus Christus“ aussprechen. Hierauf wurden einige Lieder von Tixo (Gott) gesungen, dann aber blieb der

Weisse plötzlich eine Weile regungslos stehen, bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und rief unter Weinen und Schluchzen dem Volke zu: „Kalani, nikale, weinet, weinet und schreiet zum Herrn und tut Buße für die Sünden des Volkes!“ — Da fingen sie alle miteinander zu weinen und zu schreien an und bedeckten ihr Angesicht. Von den Weibern aber wanden sich einzelne vor Schmerz auf dem Boden, und selbst die Säuglinge auf ihrem Rücken weinten und schrieen in wildem Durcheinander mit . . .

Mich aber ergriff Ekkel und tiefe Enttäuschung über solch' ein Gebaren; ich stand auf und eilte zur Türe hinaus! Bestürzt eilte mir Tschikitscha nach und fragte mich, warum ich nicht bleibe und ebenfalls meine Sünden beweinte? Ich aber erwiderte: „Laß mich! Das ist

Wenige Jahre später kam das Gerücht in unsere Gegend: drüben am Umhlatazane seien ganz wunderbare Männer angekommen mit langen, teils weißen, teils braunen Kleidern; sie redeten nichts, aber beteten viel, und seien vom Morgen bis zum Abend mit Schaufeln, Hacken und Pflügen an der Arbeit, um den Boden herbar zu machen, Wälder auszuröden und Sümpfe trocken zu legen. Dazu bauten sie eine Menge von Häusern und sammelten von überall her die schwarzen Kinder, um sie in ihren Schulen zu unterrichten. Das ganze Land war voll von diesem Gerücht und man erzählte sich wahre Wunderdinge von diesen Männern. Später hieß es, nun seien auch ihre Frauen gekommen; andere jedoch widersprachen und behaupteten, das seien keine Frauen, sondern Schwestern, welche



Schwestern mit Kaffernmädchen beim Bauen einer Hütte.

kein Gottesdienst, sondern ein umdhlala, eine Komödie! Von solchen Dingen will ich nichts wissen! — Tschikitscha schwieg betroffen. „Mir kommt die Sache auch sonderbar vor“, gestand er schließlich, „allein der weiße Lehrer sagt, so müsse man tun, um Gottes Gnade und Hilfe zu erlangen. Ich bin ein armer Mensch, suche Gott, und danke jedem, der mir den Weg weist. . . Dieser Weiße ist übrigens noch nicht lange hier, er ist kein Wesleyaner, sondern ein Quäcker, sagt aber, daß er allein den wahren Glauben habe.“ — Dem mochte fein, wie ihm wollte, mir gefiel nun einmal die Geschichte nicht. Ich ging nie mehr mit Tschikitscha in die Kirche, und blieb nach wie vor ein Heide. —

Um jene Zeit brach der Krieg aus zwischen den Sulus und den Engländern. Letztere riefen in Natal alle jüngeren Männer zum Kampfe gegen Cetwaho auf; zwei meiner eigenen Söhne zogen mit in den Krieg, doch sie kamen nicht mehr; sie fielen im Streit. O, es waren gute, wackere Burschen, und ihr Tod betrübt mich tief; doch als Christ will ich jetzt nicht mehr darüber flagen, sondern vielmehr in Ergebung sprechen: „kwaku intando yenkosi, es war der Wille des Herrn!“

den abafundisi (Lehrern) in jeder Beziehung behilflich seien. Sie trügen blutrote Kleider, hätten einen weißen Schleier, und auf ihrer Brust glänze gar wunderbar ein zierliches Kreuzchen.

Bei dieser Kunde erfüllte mein Herz eine eigentümliche Sehnsucht. Nur allzu gerne hätte ich diese Missionäre und Schwestern näher kennen gelernt; doch ich äußerte diese meine Gefühle nicht! Als ich aber kurz darauf hörte, diese Neuangekommenen gehörten zu ibandhla lama-Roma, da kamen mir gar lebhaft die Worte meines verstorbenen Freundes Nembula wieder in Erinnerung, und mein Verlangen, sie zu sehen, wuchs noch mehr. Später jedoch hörte ich über diese Leute auch viel Schlimmes reden. Einzelne sagten, sie seien Zauberer und hätten eine ganz eigentümliche Macht, die Leute zu behexen. Jeder, dem sie in die Augen schauten, falle ihnen willenlos anheim und gehorche ihnen fortan blindlings. Namentlich hätten sie es auf die schwarzen Kinder abgesehen; durch List und schöne Worte lockten sie dieselben massenhaft an sich, um sie eines schönen Tages auf ein Schiff zu bringen und in weiter Ferne zu verkaufen, oder gar einzelne

von ihnen im geheimen aufzuspeisen; denn fast alle von ihnen seien Menschenfresser. . . Nicht wahr, Inkojajana, wir lachen jetzt beide über diese törichten Gerüchte, damals aber gab es viele unter uns, die ihnen Glauben schenkten. Ich selbst schwankte in meinem Urteil und glaubte weder, daß sie direkt aus dem Paradies kämen, wie die einen sagten, noch daß sie Zauberer und Menschenfresser seien, wie viele andere versicherten; ich wollte sie vor allem persönlich kennen lernen.

Gelegenheit hiezu sollte ich bald bekommen, als ich gedacht hatte. Kommt da eines Tages Tschikitscha in meine Hütte, setzt sich neben mich auf den Boden und flüstert mir ins Ohr: „Denk dir nur, Duma, seit gestern sind die ama-Roma auf unserm Boden! Ich sah da in der Nähe des Mundi-Stores einen mit einem Zelttuch überspannten Wagen halten, und als ich mich demselben neugierig näherte, erblickte ich sechs Missionschwwestern vor mir in roter Kleidung und weißem Schleier. Ich kam mit ihnen ins Gespräch und da erfuhr ich nun, die ama-Romas hätten auf der rechten Seite des Umzinkulu eine Missionsstation gegründet; dieselbe trage den sonderbaren Namen Ezenstochau, und sie, die Schwestern, seien nun gekommen, um das Volk im christlichen Glauben zu unterrichten und unsere Kinder in der Schule beten, singen, lesen und schreiben zu lehren; auch haben sie mich eingeladen, am nächsten Sonntag zu ihnen in den Gottesdienst zu kommen!“

„Und du willst wirklich hingehen?“ fragte ich erstaunt. — Tschikitscha blickte eine Weile vor sich hin, räusperte sich in offensichtbarer Verlegenheit und erwiderte dann: „Das wird allerdings Aufsehen erregen, denn ich bin ein umfundisi der wesleyanischen Kirche; allein ich kann nicht anders; ich muß hin und diese neue Lehre hören. Ich habe schon so viel von diesen ama-Romas gehört und auch die Missionschwwestern, welche ich gestern sah, machten auf mich einen mächtigen Eindruck, besonders die eine große Schwester; sie heißt Humbeline und scheint die künftige Lehrerin zu sein; kurz, ich muß diese Leute, ihre Lehre und ihren Gottesdienst näher kennen lernen. Willst du nächsten Sonntag mit mir in deren Kirche gehen?“

Ich entgegnete: „Gehe du vorerst allein, siehe alles genau an und erzähle mir dann wieder, was du gesehen und gehört hast.“

So kam der erste Sonntag. Ich befand mich in einer eigenartigen Stimmung. Die Gnade Gottes fing

an, in mir wirksam zu werden, ich war aber ein alter, verstockter Heide und wollte mich nicht so leicht ergeben. Anders Tschikitscha, er war vom Anfange an Feuer und Flamme für diese ama-Romas! Viele Stunden brachte er im Gespräche mit jener Schwester zu und erzählte mir nachher wieder voll Begeisterung,



Verirrt.

was sie ihn gelehrt. „Duma“, sprach er dann jedesmal mit heiligem Ernst, „du wirst sehen, die haben das Rechte! Ihr Glaube ist rein und unverfälscht!“ Ich stimmte eigentlich all dem zu, was Tschikitscha sagte, nur eines stieß mich ab: es lehrte und unterrichtete da eine Schwester. Von einem intombi (Mädchen) aber wollte ich keine Belehrung annehmen, ich, ein Mann mit grauen Haaren, der Jahrzehnte lang im Räte des Königs gesessen. Tschikitscha versicherte mir zwar, es würde bald ein weißer umfundisi

(Missionär) nachkommen, die Schwester bereite ihm bloß die Wege; ich aber wollte mit dem Kirchenbesuch warten, bis der Missionär gekommen.

Und siehe, er kam. Es war unser guter Vater Gerard, den wir heute noch voll Liebe und Ehrfurcht unsern Vater nennen. Gleich am ersten Sonntag ging ich in seine Predigt, und mit mir ging eine große Anzahl Volkes, denn meine Hütten waren zahlreich, und wo Duma hinging, dahin gingen auch seine Leute. Heute noch erinnere ich mich gar lebhaft des mächtigen Eindrucks, den P. Gerard auf uns alle machte! Wir bewunderten sein sicheres, unerschrockenes Auftreten, seine starke, klangvolle Stimme, und nannten ihn wegen der Augengläser, die er trug, und durch welche er uns so scharf und forschend anblickte, als lese er in unsern Herzen, „Mafastele“, (den „Mann mit den Fenstern“). Er predigte so kräftig von dem Einen wahren Gott, der Himmel und Erde erschaffen, erzählte uns von Jesus Christus, seinem eingeborenen Sohne, seinem Leben, Leiden und seiner Himmelfahrt, sprach von Himmel und Hölle, von dem Glück und der Seligkeit der Guten und den Qualen der Verworfenen, und bat und beschwor uns so dringend, unsere Herzen der Gnade Gottes zu öffnen und fortan fleißig hieher zum Unterricht und zum Gottesdienste zu kommen, daß ich alter, harter Seide plötzlich ganz weich gestimmt wurde. Es war mir, als würde ich wie ein Baum aus hartem, steinigem Boden ausgehoben und in ein gutes, fruchtbares Erdreich versetzt. Aehnlich wie mir erging es all den übrigen Männern und Frauen, die mit mir zum Gottesdienste gekommen waren.

Als aber nach Schluß der Predigt all die versammelten Brüder, Schwestern und schwarzen Schulkinder mit dem Missionär das hl. Kreuzzeichen machten, die Hände gar fromm und andächtig zum Gebete falteten und zusammen zu u Nkulunkulu, dem Großen-Großen, beteten und dazwischen so wunderbare Lieder sangen, da kam mir plötzlich das Traumgesicht wieder in Erinnerung, das ich als Jüngling geschaut. Siehe, jetzt war ich in der Kirche, die ich damals gesehen! Alles war in Erfüllung gegangen. . . Damit war aber auch der letzte Widerstand in meinem Herzen besiegt, ich war mit einem Schlage ein Anderer geworden.

(Schluß folgt.)

Leichtes Mittel, reich zu werden.

Jüngst fand ich in einem kleinen Büchlein folgende Ratsschlage:

Mache dir ein sorgfältig geschlossenes Büchlein, und verpflichte dich, jeden Tag ein Geldstück, so klein es auch sein möge, hinein zu tun. Du wirst sehen, wie am Ende des Jahres ein ganzer Schatz sich darin befindet. Geld zieht an, und je mehr man sammelt, desto mehr will man sammeln.

Täglich unnötiger Weise zwei Groschen ausgeben, das heißt, jährlich über zwanzig Taler zum Fenster hinauswerfen, und in zehn Jahren eine Summe verschleudert haben, welche uns mancherlei Unnehmlichkeiten verschafft haben würde.

Verschiebe auf morgen den Kauf eines Gegenstandes, wozu du heute Lust hast. . . Denn morgen findest du vielleicht, daß du diesen Gegenstand eigentlich gar nicht brauchst. Lege alsdann das Geld bei Seite, welches du ausgeben wolltest, und am Ende des Jahres

wirst du sehen, welch' erstaunlich große Summe du erspart haben wirst.

Diese Lektüre brachte mich zum Nachdenken, und mit Gottes Hülfe erhoben sich meine Gedanken allmählich zum Himmel, und mein Schutzengel flüsterte mir einige Worte der hl. Schrift ins Ohr, welche wie eine Harmonie in meinem Herzen wiederklangen.

Hinterlege dir einen Schatz im Himmel; dort können weder Rost, noch Motten dir denselben rauben.

Hast du viel, so gib viel; hast du wenig, so teile auch von diesem Wenigen gern mit und du wirst dir einen großen Schatz sammeln für den Tag der Not.

Derjenige, welcher den Armen gibt, wird die Armut nicht erfahren.

Gib Almosen . . . und Gott wird dir's vergelten.

Und, ermutigt durch diese Gedanken, nahm ich ruhig einen Taler und sagte zu mir selber: Den will ich auf Zinsen anlegen . . . im Himmel.

Und die Bankiers kamen in Menge: Arme, Bettler, — Kranke, — die Glaubensverbreitung, — der Peterspfennig.

Und ich trug ein in mein Register: auf Zinsen angelegt in . . . Einstweilen aber begegne ich niemals in meinem Register dieser Anmerkung, ohne einen Freundschafter zu empfinden und eine Stimme zu vernehmen, die mir ganz leise sagt: Gott ist dein Schuldner.

Ein guter Gedanke, den man bereitwillig aufnimmt, zieht immer einen anderen guten Gedanken nach sich.

So geschah es auch hier: kaum hatte ich den Taler angelegt, da fuhr dieselbe harmonische Stimme fort:

Was ihr dem Geringsten meiner Brüder in meinem Namen getan habt, das habt ihr mir getan.

Gebet, und es wird euch gegeben werden.

Mit demselben Maße, mit welchem ihr ausmessen werdet, wird euch wieder eingemessen werden.

Und mein Schutzengel zeigte mir eine noch leichtere Geldanlage, als die erste, eine, die mehr einträgt, weil sie jeden Augenblick gemacht werden kann, — und die allen zu Gebote steht, weil sie keinerlei pekuniäre Mittel erfordert.

B. B.: Du gibst einen guten Rat — Gott wird dir einen guten Gedanken dafür geben.

Du erträgst mit Geduld und ohne Widerwärtigkeit einen lästigen Besuch, — Gott wird auch dich ertragen und gern bei dir bleiben.

Du suchst dich nützlich zu machen, andere zu erfreuen, — Gott wird ebenfalls die Gelegenheit suchen und gewiß auch finden, dich glücklich zu machen.

Du bist nachsichtig gegen die Fehler einer Person, du entschuldigst dieselben, — Gott wird auch deine Fehler verdecken und zulassen, daß man dich schätze; du rächst dich nicht, indem du deine Ueberlegenheit fühlen lässest; — Gott, der dich strafen sollte, wird deinen Fehler vergessen.

Du erträgst gern eine Störung, um einen Dienst zu erweisen, — Gott wird dir eine Menge von kleinen Freuden bereiten, auf welche du keinerlei Anspruch hattest.

Sag' an, lieber Leser, sind dies nicht leichte Mittel, um reich zu werden, reich an Glück und Zufriedenheit?